

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

S.M.S. Wolf

Nerger, Karl A.

Berlin, 1918

Hitachi Maru

urn:nbn:de:bsz:31-90183

Hitachi Maru

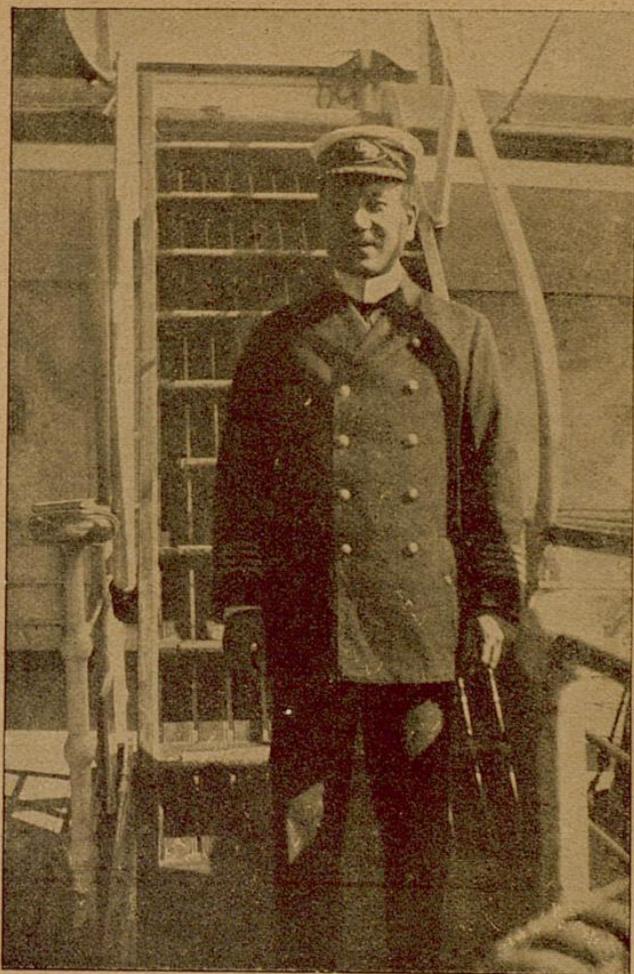
Am 27. September, wir befanden uns zwischen den Atollen der Malediven und fuhren mit südwestlichem Kurse, wurde achteraus eine Rauchwolke ausgemacht. Das Flugzeug, das eben bereit geworden war, wurde ausgesetzt und meldete nach kurzer Aufklärung, die Wolke stamme von einem Frachtdampfer, der mit etwa zwölf Meilen Fahrt südwestlichen Kurs steuere. Es war gerade Mittagszeit. Zunächst ließ ich Kurs beibehalten und das Flugzeug einsetzen. Dann, nachdem die Mahlzeit eingenommen war, wurde umgedreht und dem Dampfer entgegen-gelaufen. Nachmittags gegen ein Uhr kam er selbst in Sicht. Wieder wurde „Wölschen“ auf das Wasser gelassen, um bei dem beabsichtigten Anhalten des Dampfers mitzuwirken. Auf etwa 2500 Meter bekam er das Signal: „Stoppen Sie sofort, Ihr drahtloser Verkehr ist gesperrt!“ Wir hatten, wie üblich, Kriegsflagge und Wimpel gesetzt und drehten nun auf mitlaufenden Kurs. Das Fahrzeug, das uns da vor den Bug geschoren war, wurde als der japanische Dampfer „Hitachi Maru“ erkannt. Er hatte ein Geschütz an

Bord, das durch ein Perrenning verdeckt war. Er reagierte sofort auf unseren Befehl. Unmittelbar nachdem wir das Signal gegeben hatten, ging bei ihm der internationale Antwortwimpel, das Zeichen, daß er verstanden hätte, hoch. Während er mit seiner Dampfmaschine tutete: „Ich gehe rückwärts“, drehte er aber nach Steuerbord ab, ohne die Fahrt zu mindern, ungefähr acht Strich, und deutlich nahmen wir wahr, wie Leute an Deck erschienen, hastig an das Geschütz eilten, den Bezug entfernten und alles klar zum Schießen machten. Sofort nach dem Haltesignal war ihm eine 15-Zentimeter-Granate als Warnungsschuß vor den Bug gelegt worden. Als wir nun erkannten, daß er gar nicht daran dachte, zu stoppen, bekam er einen zweiten Warnungsschuß, und als auch das nichts nützte, die Leute vielmehr das Geschütz klar machten, wurde das Heck der „Hitachi Maru“ unter Feuer genommen. Der erste Schuß schon saß mitten unter der Mannschaft und segte das Deck rein. Drüben schienen sie aber hartnäckig zu sein. Im nächsten Augenblick waren neue Leute da, die sich an dem Geschütz zu schaffen machten. So ließ ich eine zweite und dritte Salve folgen. Wieder fielen, deutlich zu erkennen, drüben die Leute. Noch immer stoppte er nicht, sondern begann jetzt, Boote zu Wasser zu fieren. Dann erst, als wir zahlreiche Menschen im Wasser schwimmen sahen, verlangsamte er die Fahrt und blieb ruhig. Als wir im Begriff waren, ein Präsentkommando klar zu machen, begann der Japaner drüben mit seiner Funkentelegraphie Notsignale in die Welt zu senden.

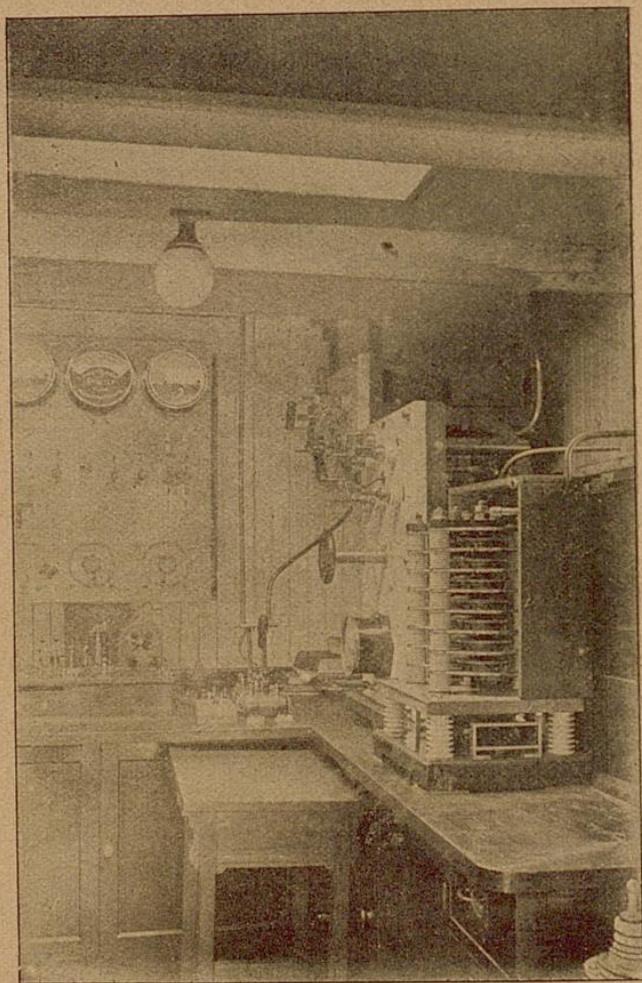
Da mußten wir schon deutlicher werden. Während seine Funkentelegraphie von uns gestört wurde, schlug außerdem eine 15-Zentimeter-Granate durch den Funktspruchraum, der hinter seinem Schornstein deutlich sichtbar war, und vertrieb das Personal. Durch die Beschießung des Hecks hatte anscheinend auch das Ruder eine Havarie bekommen.

Eine ganze Reihe von Booten kam hinter dem Dampfer zum Vorschein. Aus der großen Anzahl schlossen wir, daß die „Hitachi Maru“ Passagiere an Bord gehabt hatte. Eine Annahme, die sich auch bald bestätigte.

Schon kurz nach dem Inzichtkommen des Japaners hatten wir erkannt, daß er ein Geschütz, eine ganz moderne 12½-Zentimeter-Kanone, am Heck aufgestellt hatte. Es mußte nun unser Bestreben sein, den Burtschen unschädlich zu machen, bevor er die Möglichkeit hatte, überhaupt einen Schuß abzugeben und den „Wolf“ zu beschädigen. Unsere Aufgabe als Hilfskreuzer war in erster Linie, den feindlichen Handel zu schädigen und nicht Gefechte herbeizuführen. Selbst wenn wir siegreich blieben, konnte es für uns einen Pyrrhusieg bedeuten. Ferne von jedem Stützpunkt, nur auf uns allein angewiesen, mußte ich stets, auch wenn die Leute in ihrem prachtvollen Draufgängertum mich nicht immer gleich verstanden, darauf bedacht sein, uns möglichst lange auf dem Wasser zu halten. Ein einziger, gutsitgender Schuß des Japaners hätte Maschine oder Ruder so beschädigen können, daß wir hilflos geworden wären. Und was dann?



Kapitän Tominaga vom japanischen Dampfer
„Hitachi Maru“.



Funkenstation der „Hitachi Maru“.

Beim Anhalten der „Hitachi Maru“ hatte ich mich streng an die Regeln des internationalen Seerechts gehalten. Der Kapitän des Japaners, von dem man ein gleiches nicht behaupten konnte, war übrigens nur nach den Anweisungen verfahren, die er von seiner Admiralität, falls er von U-Booten angehalten würde, erhalten hatte. Obwohl er auf unsere Signale nicht stoppte, hatte er doch stets die drei kurzen Töne, das Zeichen für das Rückwärtsgehen, hören lassen, er hatte keine Flagge gesetzt und das Leben seiner Passagiere, obwohl ihm sein Widerstand sofort als aussichtslos erscheinen mußte, auf das äußerste gefährdet.

Das Herunterfieren der Boote war teilweise so ungeschickt geschehen, daß mehrere Passagiere verletzt worden waren und an Bord des „Wolf“ verbunden werden mußten. Zwei indische Reisende ertranken. Das Wasser war so klar, daß man bis weit in die Tiefe alles erkennen konnte. Deutlich nahmen wir den einen der Toten wahr. Tief unter uns trieb er langsam, das Gesicht mit den starren Augen nach oben gekehrt, dahin.

Jetzt erst konnte festgestellt werden, welche Wirkung unsere Schüsse gehabt hatten. Eine größere Anzahl von Leuten war getötet. Der Gesamtverlust betrug zwanzig Mann.

Das Flugzeug hatte sich an dem Anhalten des Japaners beteiligt und ihm, als es wahrnahm, daß das Geschütz klar gemacht wurde, eine Bombe vor den Bug geworfen. Dann war es mit einer Motorpanne

in der Nähe niedergegangen. Vorerst wurde das „Wölfschen“ wieder eingesetzt, dann fuhren wir den Schiffsbooten, die, anscheinend aus Furcht vor dem deutschen Hilfskreuzer, kopflos ins Weite ruderten, entgegen und nahmen Passagiere und Mannschaften an Bord. Mehrere Leute, die im Wasser schwammen, wurden von unseren Booten aufgefischt, da die Japaner wohl aus Aufregung ihr klägliches Hilferufen nicht beachtet und an ihnen vorübergerudert waren.

Sobald die Passagiere versorgt und mit warmen Getränken erfrischt waren, wurde zur formellen Erledigung, Untersuchung und Besitzergreifung ein Preisenskommando auf den Japaner gesandt. Bis auf den Kapitän und den leitenden Ingenieur hatten alle bereits das Schiff verlassen. Der Kapitän machte einen gänzlich verstörten Eindruck. Er erklärte, mit seinem Schiffe untergehen zu wollen, er könne es nicht überleben, daß sein Verhalten so vielen Unschuldigen das Leben gekostet hätte. Er wollte anscheinend die ganze Schuld auf sich nehmen, obwohl ihm doch, wie wir später aus seinen Papieren erfahen, sein Verhalten vorgeschrieben worden war.

Gegen seinen Willen wurde er in das Boot genommen. Der leitende Maschinist wurde zunächst auf dem Schiffe belassen und außerdem noch eine starke Besatzung hinübergegeben, um das schöne Fahrzeug, das unter der Beschießung gelitten hatte, aufzuräumen und das Ruder klar zu machen. Auch der Luftkanal der Kesselventilation war beschädigt worden.

Während die Leute an die Arbeit gingen, wurden bei uns nach seemännischem Brauch die Töten be-
stattet. Der Tote war kein Feind mehr. So trat
alles an, die Offiziere im üblichen Dienstanzuge mit
Orden, die Mannschaft in ihrem besten Zeug. Und
während der japanische Kapitän die Leichenrede hielt,
glitten die Gefallenen langsam über die Reeling in
die blaue Tiefe hinab.

Gegen acht Uhr abends wurde die „Hitachi Maru“
— die zweite dieses Namens, die Japan nun verlor,
da eine „Hitachi“ bereits im Russisch-Japanischen
Krieg ihr Ende gefunden hatte — betriebsklar gemel-
det und „Wolf“ steuerte mit seiner Beute in ein in der
Nähe liegendes Atoll der Malediven hinein. Der Ja-
paner ankerte und wir gingen bei ihm längsseit. Nun
konnten wir in aller Ruhe an eine gründliche Be-
sichtigung gehen. Er hätte uns doch recht gefährlich
werden können. Ein wahres Glück nur, daß unsere
Schüsse gleich so gut geseßen hatten. Am Geschütz
wurde festgestellt, daß es klar zum Schießen gewesen
war. Der Anseher war am geöffneten Verschuß, die
Munition lag bereit. Unter und neben der Kanone sa-
hen wir die Wirkung unserer Granaten: große Blut-
flecke. Alles wurde photographiert. Die „Hitachi“ hatte
einen Treffer in der Wasserlinie erhalten. Das Leck wurde
sofort gedichtet. Je länger wir unsere Beute beob-
achteten, desto besser gefiel sie uns. Das Schiff war
zur Unterbringung der Gefangenen sehr geeignet. Es
lief 13 Meilen, also mehr als wir, und verlohnte sich
schon das Mitnehmen. Auch Kohlen waren genügend

vorhanden, um wenigstens eine Zeitlang den Versuch zu machen.

War das Schiff an sich schon sehr wertvoll, so überstieg die Ladung, die wir vorfanden, alle Erwartung. Auch nur annähernde Schätzung war vorläufig unmöglich, es mußte sich um Summen handeln, die weit über fünfzig Millionen gingen.

Die „Hitachi“, die als Weihnachtsdampfer nach London bestimmt war, hatte geladen, was nur überhaupt gut und teuer war. Rohgummi, Tee, die herrlichste Seide, Reis, Bohnen, Mehl, Kupferbarren, Messing, Spielwaren und Tausende von Hummern, an denen sich die Cityherren wohl gütlich zu tun gedachten. Na, meine Leute waren auch nicht eben Kostverächter. Ich sandte also einen Teil der japanischen Besatzung wieder hinüber, um das Schiff zu säubern und Vorbereitungen zur Unterbringung der Reisenden zu treffen. Die Frauen und Kinder und die nicht dienstpflichtigen übrigen Gefangenen, vor allem die Leute über sechzig Jahre und die unter siebzehn wurden an Bord gebracht, und sofort begannen die Ausbesserungen. Material und Platten, die früher zur Mineneinrichtung gedient hatten, wurden hinübergegeben, Löcher gedichtet und mit Zement ausgegossen, alle Einrichtungen, soweit sie unbedingt erforderlich waren, wieder hergestellt, der Schornstein, der durch Sprengstücke beschädigt war, geflickt. Währenddessen hatten wir, obgleich ich das Schiff in die Heimat mitzunehmen beabsichtigte, begonnen, das Wertvollste seiner Ladung auf den „Wolf“ überzu-

nehmen. Es konnte sehr wohl der Fall eintreten, daß ich gezwungen würde, den Japaner zu versenken. Dann sollte wenigstens seine Ladung uns zugute kommen. Außerdem lag mir daran, meinem Schiffe größeren Tiefgang zu geben.

Drei Tage hielten wir uns in dem Atoll auf, dann ging „Wolf“, der jetzt nicht nur für sich, sondern auch für seine Priße auf Kohlen Jagd machen mußte, auf den Dampfertreck, um nach Beute zu fahnden. Die „Hitachi“, auf der inzwischen die Arbeiten ihren Fortgang nahmen, sollte ruhig liegen bleiben.

Eine Zeitlang standen wir in der Nähe unseres Ankerplatzes, ohne etwas zu Gesicht zu bekommen. Erst in der Nacht vom vierten zum fünften Tage erschienen zwei Dampfer, von denen einer, anscheinend ein Neutraler, mit allen Lichtern fuhr. Der andere, der völlig abgeblendet war und mit einer uns weit überlegenen Geschwindigkeit fuhr, drehte kurz nachdem wir ihn bemerkt hatten, auf uns zu. Er hatte ganz das Aussehen eines englischen Hilfskreuzers. Es wurde sofort klar zum Befecht gemacht, die Klappen wurden heruntergelassen, um die Torpedorohre ausschwenken zu können.

Es hätte in meinem Ermessen gelegen, das plötzliche Zudrehen auf den „Wolf“ schon als feindlichen Akt auszulegen. Ich tat es in dem stark ausgeprägten deutschen Rechtsgefühl — ein Engländer hätte wahrscheinlich anders gehandelt — nicht, obwohl ich mir der großen Gefahr, die im Zuwartan lag, bewußt war. Dicht hinter unserem Heck dampfte

das Schiff durch. Es war bewaffnet. Auf der Hütte machten sich nämlich Leute zu schaffen, was darauf schließen ließ, daß sie ihr Geschütz klar machten. Selbst das genügte noch nicht, mich zur Eröffnung des Feuers zu bewegen.

Inzwischen war ich der Ansicht geworden, daß es sich nicht um einen Hilfskreuzer, sondern um ein Handelsschiff, einen Passagierdampfer handelte, der etwa 10 000 Tonnen haben mochte. Nachdem er das Heck passiert hatte, drehte er auf alten Kurs und dampfte ab. Auch er war an Geschwindigkeit weit überlegen, da er mindestens 15 Meilen lief.

Das Anhalten bei Nacht ist immer eine bedenkliche Sache. Tausend Dinge sind zu bedenken. So hielt ich es also für zweckmäßig, den Tag abzuwarten. Den Scheinwerfer wollte ich, da ich einen Neutralen in der Nähe wußte, nicht anwenden. Bei dem bekannten Druck, den England ausübt — man nennt dies „Schutz der kleinen Nationen“ — hätte der Kapitän von dem verdächtigen Fahrzeug, das er angetroffen hatte, sofort nach einem englischen Hafen, Nachricht geben müsse; wehe ihm, wenn er seine Wahrnehmung nicht gemeldet hätte, es wären ihm später die größten Schwierigkeiten bereitet worden.

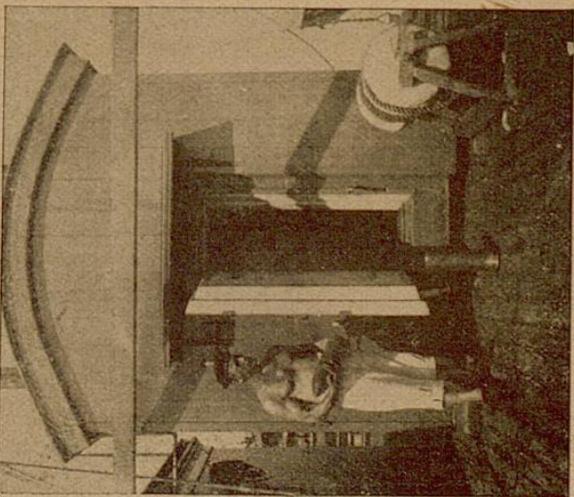
Wir folgten ihm bis zum Morgen, an dem wir eben noch die Mastspitzen und die Rauchfahne des Neutralen ausmachen konnten. Aber auch unser Bild war bereits so weit ab, daß wir es mit unseren Geschützen nicht mehr erreichen konnten. Und „Wölfchen“ auf seine Spur zu setzen, ging wegen der kurz

vor Sonnenaufgang entstandenen groben See nicht an. So ließen wir also traurigen Herzens von der Jagd ab.

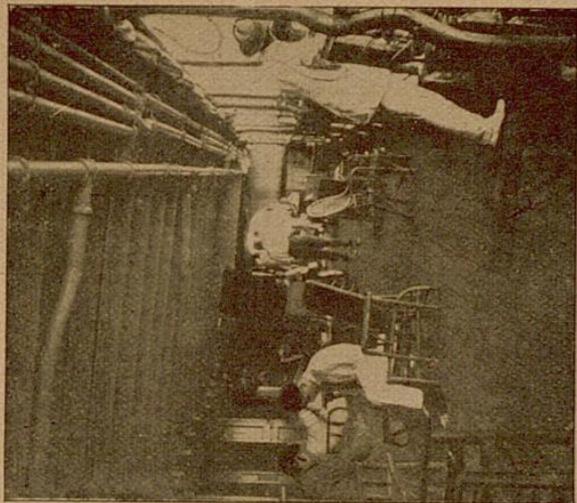
Wieder vergingen mehrere Tage vergeblichen Wartens, der Zeitpunkt war herangerückt, an dem unser Japaner in seinem nächsten Bestimmungsorte überfällig war. Es war anzunehmen, daß von Colombo aus schon feindliche Streitkräfte unterwegs waren, ihn zu suchen. Wir beschloßen daher, die Gegend zu verlassen. Durch das Flugzeug erhielt die noch im Atoll liegende „Hitachi Maru“ Befehl, auszuklaufen und den bereits vorher festgesetzten Marsch anzutreten. Fast eine Woche noch blieb „Wolf“ auf der Route, die er südwärts verfolgte, um den Handelskrieg fortzusetzen. Es wurde aber nichts gesichtet. Schließlich gaben wir das weitere Suchen hier auf und hielten auf Mauritius zu, um zu sehen, ob es auf der südlich Madagaskar gehenden Route nichts für unseren „Wolfshunger“ gab.

Hatten wir bisher Glück gehabt, so schien uns jetzt ein Unglücksstern zu verfolgen. Es kam und kam nichts. Und einige Schiffe hatten unsere U-Boote doch noch übrig gelassen! Bei steifem, sehr stürmischem Südostpassat warteten wir längere Zeit in der Nähe von Mauritius Vergeblich! Hatte die Länge der Zeit in unseren reichen Kohlenvorrat schon beträchtliche Lücken gerissen, so mußte der Kohlenvorrat der „Hitachi Maru“, der ja ohnedies nicht sehr groß war, schon auf ein Minimum zusammengeschmolzen sein. Schade! Ich hätte das schöne Schiff nur zu gerne

nach Hause mitgenommen. Na, es sollte nicht sein! Wollten wir aber die Bergung der wertvollen Ladung noch vornehmen, dann war es höchste Zeit geworden, einen Ankerplatz aufzusuchen. Auf einem Korallenriff nördlich Mauritius wurde geankert und mit der Entleerung begonnen. Die wertvollsten Güter wurden herausgeholt. Je tiefer wir kamen, desto schöner und kostbarer wurden sie. Es war ein fetter Bissen, den wir hier unseren Begnern weggeschnappt hatten! Drei volle Wochen haben wir uns Tag und Nacht mit seiner Verzehrung gemüht.



Munitionskammer auf „Hitachi Maru“.



Promenadende auf „Hitachi Maru“.



Die Befahrung mit der „Wolfs“-Hundemeute.